

GEGENÜBERSTELLUNG VON CHILE UND DEUTSCHLAND

Der koloniale Diskurs im deutsch-chilenischen Kontext

Der Wunsch, fremde Gebiete zu kolonisieren, war in Deutschland von Anfang an vorhanden. Da die Deutschen jedoch bis ins späte 19. Jahrhundert keine Nation und keine Kolonialmacht waren, äußerten sich ihre kolonialen Aspirationen bis dahin nur in Form von Kolonialphantasien. Deutsche Kolonialphantasien waren Wunschträume, die als Handlungsersatz für die fehlenden kolonialen Eroberungen dienten. Sie eröffneten einen imaginären Raum, an dem das koloniale Unternehmen ausgelebt werden konnte. Dabei trugen sie einerseits zur Konstruktion einer nationalen Identität bei, indem sie dem deutschen Volk ermöglichten, sich als Gemeinschaft und Nation zu erfinden. Andererseits leisteten sie auch einen Beitrag zur Entwicklung eines deutschen kolonialen Diskurses. Hierin bezog sich das deutsche koloniale Begehren weniger auf eine sexuelle Beziehung zwischen Rassen und Rassenvermischung (vgl. Young 1995), sondern eher auf einen Wunsch nach der Erschließung, Urbarmachung und Besiedlung unbekannter Gebiete (vgl. Zantop 1999; Lübcke 2003). Zantop führt diesen verstärkten Wunsch nach territorialer Expansion auf die fehlenden kolonialen Eroberungen zurück. Darüber hinaus führte die koloniale Enthaltsamkeit die Deutschen zu einem Gefühl der Andersartigkeit und moralischer Überlegenheit, das ihnen erlaubte, das koloniale Verhalten anderer Nationen zu kritisieren und sich selbst als die idealen Mächtegegn-Kolonialherren darzustellen.

Südamerika war schon von Anfang an ein bevorzugtes Liebesobjekt deutscher kolonialer Phantasien¹. Doch das Interesse für den südlichen Teil Amerikas erreichte einen Höhepunkt, nachdem die lateinamerikanischen Staaten die Unabhängigkeit von Spanien erlangt hatten. Die Unabhängigkeit von Spanien markierte eine symbolische Neuentdeckung Südamerikas, worin die Deutschen die Möglichkeit sahen, verpasste und unerfüllte Kolonialwünsche zu realisieren. Diese Neuentdeckung des südamerikanischen Territoriums wurde im deutschen Kontext ganz besonders von den Reiseberichten von Alexander von Humboldt geprägt, der damit zum deutschen Kolumbus avancierte (vgl. Zantop 1999).

1 Südamerika bot den Deutschen ihre erste Möglichkeit einer kolonialen Erfahrung, als Karl V. deutschen Händlern aus Augsburg die Erlaubnis erteilte, im heutigen Venezuela und Kolumbien weite Gebiete zu erobern, zu besiedeln und auszubeuten. Diese kurze koloniale Erfahrung scheiterte jedoch aus administrativen und wirtschaftlichen Gründen, so dass die Besitztümer 1555 wieder an die Spanier zurückgegeben werden mussten (vgl. Zantop 1999)

Anfang des 19. Jahrhunderts wurde der südamerikanische Raum meist als naturgeprägter, menschenleerer und rückständiger Ort dargestellt, während Nordamerika als fortschrittlich und (halb) zivilisiert angesehen wurde. Auf symbolischer Ebene wurde diese Differenzierung einem Körper gleichgesetzt, wobei Nordamerika als Oberkörper (Kopf, Herz, Intellekt) betrachtet wurde, während Südamerika als sexualisierter und zugleich femininer Unterkörper figurierte (vgl. Lübcke 2003; auch Zantop 1999). Südamerika wurde demzufolge als jungfräuliches Gebiet dargestellt, das durch maskuline Kolonialherren (neu) entdeckt und (wieder) erobert werden konnte. Diese symbolische Feminisierung und gleichzeitige Entvölkerung Südamerikas kann als wichtiger Anschlusspunkt für deutsche koloniale Wunschvorstellungen betrachtet werden, denn nur ein unbevölkerter Raum konnte für ein (deutsches) Kolonialunternehmen in Frage kommen. Nur so war es möglich, eine deutsche Auswanderung als Zivilisationsprozess zu konzipieren (vgl. Lübcke 2003).

Diese Kolonialphantasien spiegelten sich in den Denkmustern deutscher Einwanderer in Chile wider. Wie schon vorher angemerkt, kamen deutsche Einwanderer Mitte des 19. Jahrhunderts als Kolonisatoren nach Chile. Ihr Diskurs war deutlich von einer kolonialen Logik geprägt, so dass es nicht erstaunlich ist, dass sie in ihrer Vorstellung in ein menschenleeres Gebiet auswanderten, das sich jenseits jeglicher Zivilisation befand. So waren sie bei ihrer Ankunft in Chile von der Natur überwältigt, ignorierten aber die einheimische Bevölkerung. Die Tatsache, dass die einheimische Bevölkerung weitgehend übersehen oder bestenfalls als Objekt der Natur zugeordnet wurde, zeigt eine bemerkenswerte Übereinstimmung mit dem Entdecker- und Kolonialdiskurs. Auch der Ursprungsmythos der deutsch-chilenischen Kolonie kann einer eindeutigen kolonialen Logik zugeordnet werden. Darin werden die ersten deutschen Einwanderer als Pioniere dargestellt, die sich durch den dichten Urwald in Südküste durcharbeiten mussten, um sich eine Existenzgrundlage aufbauen zu können. Die Gestalt dieser deutschen Einwanderer entspricht eindeutig der Figur des Kolonisators, der gegen die wilde Natur kämpft, um diese kultivierbar zu machen. Die Naturbeherrschung durch Besiedelung und Urbarmachung markiert die Wiederholung eines zivilisatorischen Aktes (vgl. Lübcke 2003). Doch der koloniale Diskurs der ersten deutschen Einwanderer in Chile wiederholt nicht nur den ursprünglichen Entdecker- und Kolonialdiskurs, sondern verändert ihn gleichzeitig durch seine Anpassung an die Bedingungen des neuen Kontextes. In dieser Abwandlung geht es nicht mehr um den faulen Indianer, sondern um den faulen Chilenen. Der Grundton und die Schlüsselstrategie der Gegenüberstellung von hierarchischen Stereotypen im kolonialen Diskurs bleiben jedoch unverändert erhalten.

Ein Vergleich zwischen den Briefen deutscher Einwanderinnen Mitte des 19. Jahrhunderts (ebd.) und meinen Interviews zeigt, dass meine Interviewpartner offensichtlich an einem kolonialen Diskurs weiterstricken, obwohl sich dieser in abgewandelter Form an ihre gegenwärtigen Lebensumstände angepasst hat. Ein wichtiger Aspekt in dieser Hinsicht betrifft die Logik der Gegenüberstellung von Gesellschaftsbildern, die von meinen Interviewpart-

nen intensiv verwendet wird, um sich selber zu positionieren. Darüber hinaus gibt es auch eine wichtige inhaltliche Kongruenz der Aussagen. So setzten ehemalige deutsche Einwanderer zum Beispiel viel Wert auf Ordnung und Zivilisation, während sie Chilenen als unordentlich und chaotisch wahrnahmen. Dieselbe grundlegende Differenzierung wird auch von meinen Interviewpartnern unternommen. Der Unterschied zwischen beiden Diskursen liegt lediglich am Punkt, an dem Ordnung und Chaos festgemacht werden. So sahen ehemalige deutsche Einwanderer einen Gegensatz zwischen dem ordentlichen und gezähmten deutschen Garten und dem wilden und ungeordneten chilenischen Garten, während meine Interviewpartner, gemäß ihrem städtischen Lebensumfeld, Chaos und Ordnung hauptsächlich am Verkehr festmachen.

Interessant ist auch die Gegenüberstellung zwischen fleißigen Deutschen und faulen Chilenen, die von deutschen Einwanderern Mitte des 19. Jahrhunderts vollzogen wurde. Dabei wurden Deutschtum mit Arbeit und Tätigkeit in Verbindung gebracht, während man sich über die unzuverlässigen und faulen Chilenen beschwerte. Gemäß einer abendländischen rationalen Philosophie besaßen deutsche Einwanderer das Bild eines arbeitenden, vernünftigen, zielstrebigen und autonomen Individuums. Die Chilenen wurden als Gegenteil dazu konzipiert (ebd.). Dieser koloniale Diskurs existiert in seiner Grundform 150 Jahre später fast unverändert weiter. So betrachten meine Interviewpartner Ordnung, Vernunft, Autonomie und Arbeit weiterhin als typische deutsche Merkmale, während die Chilenen als chaotisch und unzuverlässig gelten. Zwar kann man in der Gegenwart eine gewisse Aufwertung von Chilenen beobachten, indem sie im Gegensatz zu Deutschen als beziehungsorientiert und sozial kompetent dargestellt werden. Dennoch ist die Logik, die hinter diesem Diskurs steht, in seinen Grundzügen weiterhin kolonial.

Die Dynamik der Gegenüberstellung von Gesellschaftsbildern

Die Strategie der Gegenüberstellung von Gesellschaftsbildern ist eine Schlüsselstrategie im Rahmen kolonialer Diskursformationen. Dabei werden die Gesellschaftsbilder zu Stereotypen verdichtet und nach dem Prinzip der dualen Aufspaltung in eine bipolare und hierarchische Reihe von Oppositionen gebracht. Die Aufspaltung und Gegenüberstellung von Gesellschaftsbildern erzeugt dabei einen Diskurs, der den Individuen soziale und kulturelle Identifikationsmöglichkeiten bereitstellt.

Ein roter Faden, der die Gesamtheit der untersuchten Interviews durchquert, ist der Rekurs auf einen kolonial geprägten Diskurs über Chile und Deutschland. In diesem Zusammenhang gehen die Interviewpartner grundsätzlich davon aus, dass deutsche und chilenische Kultur vollkommen anders sind. Dabei betonen sie nicht nur die absolute Differenz zwischen beiden Kulturen, sondern gehen ebenso von der Annahme aus, Deutschland und Chile seien entgegengesetzte Extreme.

C: „Weil die Chilenen unorganisierter sind. Weil wir unpunktlicher sind. Eh. Wir nehmen die Sachen nicht so ernst. Weniger ernsthaft. Wir sind entspannter. Eh. *Und die Deutschen haben eben das Gegenteil* [Herv. durch Verf.]. Alles ist organisierter, alles ist so. Wenn es schwarz ist, dann ist es schwarz. Es gibt kein Grau. Das ist mein Eindruck. Deswegen also. Sie sind anders. [...] Das Essen ist anders. Die Art und Weise, sich zu vergnügen, ist anders. Eh. Unsere Sichtweisen.“ (Camila, 254–258) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Diese Gegenüberstellung zwischen deutscher und chilenischer Kultur stellt die Grundlage der kulturellen Identitätskonstruktion junger Erwachsenen im deutsch-chilenischen Kontext dar. Mittels einer ständigen Konfrontation zwischen chilenischen und deutschen Stereotypen entwickeln die Befragten einen Diskurs, innerhalb dessen sie wechselnde Positionen einnehmen. Die Bilder über Deutschland und Chile dienen ihnen dabei als Koordinaten oder Referenzpunkte. Wenn es dazu kommt, dass diese Koordinaten infrage gestellt oder undeutlich werden, wirken meine Interviewpartner verwirrt; so als hätten sie ihren Kompass verloren.

C: „Das heißt, ich weiß nicht, ob alle Deutschen so sind. Das Komische daran ist nämlich, dass ich während meines Aufenthaltes in Deutschland entdeckt habe, dass ich noch päpstlicher als der Papst war.

I: hm (lacht)

C: Ich habe bemerkt, dass ich in vieler Hinsicht viel strenger war als meine Cousins. Oder Menschen allgemein. Und da war ich erschrocken. Denn klar, während ich hier war, konnte ich mich hinter dem Gedanken verbergen, dass ‚ich so bin, weil ich deutscher Nachkomme bin. Und in Deutschland, dort funktioniert alles wie eine Uhr.‘ Doch als ich nach Deutschland kam, war es für mich entsetzlich zu entdecken, dass es dort auch Dinge gibt, die nur ungefähr sind. Das war entsetzlich für mich. So weiß ich nicht mehr, was was ist. Ich weiß nicht, ob es schließlich meine Kultur ist oder meine Persönlichkeit oder, eh, weil meine Eltern aus der deutschen Kultur von 1945 stammen, die vielleicht damals so war. Oder ich weiß nicht, ich weiß nicht, was auf der Strecke passiert ist. [...] Das hat mich wirklich beunruhigt. Ich finde, dass uy! Als hätte ich keinen Referenzpunkt mehr. Nämlich, woher ich alles entnahm, eh, warum ich so bin, ob es nicht sinnlos war, da es in Deutschland nicht so war und hier noch weniger.“ (Carola, 411–425) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Bei der Gegenüberstellung von Deutschland und Chile gilt weiterhin, dass die Elemente, an denen die Unterschiede zwischen den Kulturen festgemacht werden, oftmals austauschbar sind. So hat man oft den Eindruck, dass der Grund, weshalb Kulturen so unterschiedlich sind, eigentlich irrelevant ist. Nicht selten verirren sich die Befragten in der Gegenüberstellung, sie widersprechen sich und werden konfus. Doch die Differenz bleibt erhalten. Sie ist der Drehpunkt, um den meine Interviewpartner ihre kulturelle Identität konstruieren.

Zwischen Ordnung und Chaos

Die Gegenüberstellung zwischen Deutschland und Chile stellt keinen individuell zugeschnittenen oder beliebigen Vergleich dar. Ganz im Gegenteil, die Interviewpartner beziehen sich eindeutig auf etablierte Diskurse, die stark von der kolonialen Logik durchdrungen sind. Deutschland gilt in dieser Hinsicht als Ort der Ordnung, Rationalität und Zivilisation, während in Chile Chaos und Gefühle herrschen. Die Individuen handeln dabei hauptsächlich deduktiv, d.h. sie interpretieren ihre Erfahrungen mittels vorhandener gesellschaftlicher Diskurse. Ab und zu kann man allerdings auch ein induktives Verhalten beobachten, wobei die Betroffenen ihre Erlebnisse verallgemeinern und anschließend mit etablierten Diskursen – mit dem, was jeder weiß oder glaubt, zu wissen – vergleichen. Dabei bestätigen sie meistens vorhandene Stereotypen und Vorurteile. Andererseits gibt es hin und wieder auch Fälle, bei denen diese Diskurse in Frage gestellt werden.

Der Schwerpunkt der Konfrontation zwischen Chile und Deutschland liegt bei meinen Interviewpartnern fast ausnahmslos auf der Gegenüberstellung von Ordnung und Chaos. Ordnung in Deutschland und Chaos in Chile werden anhand alltäglicher Erfahrungen in verschiedenen Bereichen immer wieder bestätigt.

E: „Und ich glaube, dass es auch eine Sache der (2 Sek. Pause), eine Art Struktur gibt. Form. Die Musik hat eine Form. Sie-sie hat Teile. Sie hat eine Strophe und einen instrumental Teil. In dieser Hinsicht bin ich schon ziemlich ordentlich (beide lachen). ‚Du hast zwei Takte verpasst. Aber nein, das ist doch schief!‘ Vielleicht ist mir das geblieben ... (Interviewerin lacht) von der Musik dort [Deutschland, Anm. des Verf.] [...] Doch. Ich erinnere mich an die Schulhefte und ich habe immer noch Schulhefte von der Zeit, als ich klein war. Das waren so kleine Schulhefte. Eh, man zeigte uns dort auch, wie man mit Tinte ...

I: hm hm

E: ... und einer sehr guten Handschrift schreibt. Aber wirklich makellos. Und wenn du einen Fehler gemacht hattest, dann musstest du diesen Fehler kurz durchstreichen und zwar mit Lineal! (Interviewerin lacht) Wie ... Und hier (?), hier benutzen sie solche Schulhefte, sie entreißen die Blätter und zerreißen sie. Wenn sie einen Fehler machen, schmieren sie einfach. (Interviewerin lacht) Hier ist das ganz anders. Dort gibt es so etwas wie einen Ordnungskult. Alle Sache müssen ihren Platz haben und so ... Und ich glaube, dass das sehr wichtig ist, weil es auch eine Ordnung hier (deutet auf ihren Kopf) bedeutet.

I: hm hm

E: Ordnung der Gedanken.“ (Elisa, 495–515) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Eine Mehrheit der Interviewpartner greift bei der Gegenüberstellung zwischen Ordnung in Deutschland und Chaos in Chile auf einen Vergleich der Verkehrsverhältnisse und Verkehrsmittel zurück. Demnach ist das Verkehrssystem in Deutschland gut geregelt. Die Verkehrsteilnehmer verhalten sich vernünftig und die Busse fahren nach Plan. In Chile ist der Verkehr dagegen unordentlich und unvorhersehbar. Jeder muss sehen, wie er hier zurechtkommt.

I: „Wie war so das Wieder-Zurückkehren nach Deutschland?

R: (7 Sek Pause) (überlegt) Schwer zu sagen. Also es war (3 Sek Pause); kam mir vieles bekannt vor, anderes hatte ich ganz anders in Erinnerung. So waren zum Beispiel die Straßen, die sind irgendwie anders. Ich weiß auch nicht genau wie, aber die sind erstmal, ehm (überlegt), nicht mit vielen Löchern und irgendwie nicht so kaputt wie hier. Und dann sind die, so wenn man an eine Kreuzung kommt und es führt eine Bahn nach links ...

I: Hm hm

R: ... dann, dann denke ich, das, ehm, das ist ausgeschildert. Und hier, kommt dann eine Kreuzung und da steht nach links kann man biegen, aber in der Kreuzung selbst kaum. Ehm. Ich weiß nicht, ob du da in B. kennst. Äh, wie heißt die Ecke? M., M. oder so. [...] Also, wenn man runter fährt, hmm, nach dem, nach dem S. fährt man hier so rum und da kommt man an eine Ampel. Und da ist es etwa 'ne sechsspurige Bahn oder siebenspurig, kommt die Ampel und dahinter sind es nur noch drei Spuren.

I: Hm hm. Ja.

R: Das ist immer ein Chaos, wer wo hinfährt und so. Und so was fand ich dort am Anfang, ehm, komisch, also, wozu braucht man so was. Man weiß doch, dass man hier lang fahren muss. Also, hm, mittlerweile find ich das ... Das sind so Kleinigkeiten (?) (3 Sek Pause). Was fand ich noch“ (Rubens, 106–123) [Deutsch i. Orig.]

Die Tatsache, dass die Dinge nicht reibungslos funktionieren, ist für einige schwer zu ertragen. Sie sind irritiert und erschöpft. Ordnung erzeugt dagegen Erleichterung. Die Betroffenen können wieder aufatmen.

S: „Ja, ich glaube, die Ordnung bleibt markiert. Es ist eine Struktur. Man kann sich diese Markierung als eine Struktur des Wesens erklären, dass die Dinge für einen immer eine bestimmte Ordnung haben werden. In Chile ist es außerdem relativ schwierig, weil es irgendwie ein Chaos ist. Man wird damit konfrontiert. Wie ein *choque* [im Sinne von Zusammenprall, schockiert werden, Anm. des Verf.], manchmal. Und man irritiert sich allmählich, weil die Dinge nicht funktionieren (wird schnell und überstürzt) und weil die Busse zu schnell vorbeifahren und nicht halten und sie sind überfüllt und sie haben die Tür offen (stoppt plötzlich und holt tief Luft). Und so kommt es, dass ... (Mimik einer Erstickung) (beide lachen). Du beginnst zu ersticken, du bleibst (Mimik einer Erstickung). Dann kehrt man nach Deutschland zurück und es ist ‚Ahh, einfach toll‘ (Ton der Erleichterung). ‚Um wie viel Uhr kommt der Bus? Oh, ja, okay, er hat sich zwei Minuten verspätet, ist nicht so schlimm‘ (lacht), er wird trotzdem pünktlich sein. Er wird nicht vorher kommen, aber er wird nicht eine halbe Stunde später vorbeifahren. Deswegen kann man morgens auch viel besser zur Universität gehen als hier.“ (Simon, 62–71) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Ordnung hat aber auch eine weniger erfreuliche Seite. Zuviel Ordnung ist kraftlos und unlebendig. Zuviel Sicherheit betäubt die Sinne.

C: „Weißt du? In Deutschland ist es am Anfang *el descueve* [super, Anm. des Verf.], dass die Dinge wie eine Uhr funktionieren. Es ist eine Erleichterung. *Bacan* [super, Anm. des Verf.], dass der Bus auf die Minute pünktlich ist und da ist, wenn er da sein sollte. *El descueve*. Doch nach einiger Zeit wollte ich nur noch eine kaputte *micro* [Bus, Anm. des Verf.], die raucht und das Radio voll aufgedreht hat und dass Dinge geschehen, die dort in Anführungsstrichen *unmöglich* [Deutsch i. Orig.] sind. Weil es *lebendiger* [Deutsch i. Orig.] ist. Verstehst du? Nämlich im Bus zu sein und dass der Typ [sie meint den Busfahrer, Anm. des Verf.] den anderen Typ an seiner

Seite anhupt und dass Dinge passieren, die auf keinen Fall passieren sollten. Solche Sachen, glaube ich, führen dazu, dass die Bevölkerung wachsam bleibt.

I: hm

C: Irgendwie mehr *avisado* [wachsamer, zur Reaktion bereit, Anm. des Verf.], um sich zu verteidigen, zu protestieren.“ (Carola, 430–437) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Plan und Ordnung

In Übereinstimmung mit der Gegenüberstellung zwischen einem chaotischen Chile und einem organisierten Deutschland verknüpfen meine Befragten die Existenz von Plan und Ordnung ausschließlich mit Deutschland. Dabei beschränken sie sich nicht nur auf ordentliche versus unorganisierte Verkehrsverhältnisse, sondern beziehen sich auch auf deutsche Pünktlichkeit im Gegensatz zu einem Verständnis von Pünktlichkeit *a la chilena*, d.h. im chilenischen Stil. Das chilenische Verständnis von Pünktlichkeit ist für viele meiner Interviewpartner gewöhnungsbedürftig. Man kann sich in Chile nicht darauf verlassen, dass die vereinbarte Zeit oder sogar der Termin selbst eingehalten werden.

E: „Die Pünktlichkeit [...] Denn hier sagt man allgemein, dass man um diese Zeit eine Probe hat und du weißt, dass diese erst eine halbe Stunde später stattfinden wird. Je nach Person kann es sogar eine Stunde später sein [...] Mir sagt man normalerweise eine Stunde und zu dieser Zeit bin ich, ich ... Wenn ich nicht zu dieser Zeit ankomme, bin ich besorgt.

I: hm

E: Hier nicht. Die Menschen hier (beide lachen) ... Sie kommen beruhigt 45 Minuten später und gar nichts. Nicht einmal: ‚*Chuta* [im Sinne von Mensch! oder Mann! Anm. des Verf.], es tut mir leid‘ (Interviewerin lacht) Nein. Manchmal ist es, als wäre nichts geschehen.“ (Elisa, 521–535) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

F: „Die *Einstellung* [Deutsch i. Orig.] gegenüber der Pünktlichkeit, dass du dich verspätet und dich entschuldigst.

I: Hm ja.

F: Oder wenn du nicht kommen wirst, wenn du dich verspätet hast. Wenn du weißt, dass du dich verspätet hast, dann rufst du an. Und viele Menschen tauchen nicht einmal auf. Sie kommen einfach nicht. Sie rufen nicht an.“ (Francisco, 274–278) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Ordnung geht mit Verantwortungsbewusstsein einher. Beide erzeugen Sicherheit und Erleichterung. So kann man sich auf Personen und Dinge verlassen und muss nicht ständig das Verhalten der anderen abschätzen.

S: „Und ich weiß nicht, Verantwortung ist noch so eine Sache. Ich weiß nicht. Wir gingen in ein Museum: ‚treffen wir uns um diese Zeit am Ausgang‘. Hm, es gab einige, die kamen eine halbe Stunde später. Das sind dann solche Sachen ... Sachen, die wir als Deutsche so verinnerlicht haben.“ (Sandra, 211–213) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

F: „Einerseits ist es erschöpfender, weil man immer funktionieren muss, doch andererseits ist man weniger erschöpft, weil man sich besser darauf verlassen kann, dass die Sachen funktionieren werden. Ich weiß nicht. Ja.

I: Ach so, so

F: Wenn ich darauf warte, dass etwas kommt oder dass jemand anruft oder dir jemand etwas sagt. Dann ist es wahrscheinlich, dass dies geschehen wird. D.h. alles funktioniert. So kann man, man sich auf die anderen verlassen. Man muss nicht so viel mit der Wahrscheinlichkeit spielen.“ (Francisco, 764–770) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Doch stets verantwortlich sein zu müssen, erzeugt einen hohen Leistungsdruck in Deutschland. Es macht müde, immer funktionieren zu müssen, nicht locker lassen zu können.

F: „Ich habe es als einen Ort [Deutschland, Anm. des Verf.] empfunden, an dem es schwierig ist zu leben. Schwierig im Sinne, dass (2 Sek. Pause) es erschöpfend ist. Weil es so formell und funktional ist.

I: hm hm

F: Hm? Ich bin an die Verhältnisse hier gewöhnt ... Erschöpfend. Die Tatsache, dass es mit den Menschen so formell ist und die Dinge immer funktionieren müssen und man immer erwartet, dass alles gut läuft. Es ist ... streng könnte das Wort sein. So ...

I: hm hm

F: ... funktional.“ (Francisco, 720–726) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Selbstdisziplin und Zielstrebigkeit werden somit als deutsche Eigenschaften identifiziert, welche die Betroffenen teilweise bei sich selbst erkennen können. So fühlen sich viele Interviewpartner dazu gezwungen, diszipliniert und verantwortungsbewusst zu handeln. Oftmals stellen sie sich hohe Selbstanforderungen, die im Gegensatz zu einer entspannten Haltung stehen.

S: „Na ja, das mit der Organisation auch. Ich bin die erste, die bei den Hausarbeiten damit anfängt ‚wir sollten uns treffen‘. Obwohl ich mich mit der Zeit langsam daran gewöhne, faul zu sein ... (Interviewerin lacht) Ich fange jetzt am vorletzten Tag an. Es ist aber auch, die Hausarbeiten rechtzeitig zu schreiben, die Dinge rechtzeitig abzugeben, alle Prüfungen bestehen zu wollen. Diese Selbstanforderung, alle Prüfungen bestehen zu wollen ist auch anders, weil einige sagen: ‚na ja, ich habe eine Drei²; was soll’s. Wenn ich eine Drei bekomme, sterbe ich. (Interviewerin lacht) Aber wirklich. Und, na ja, ich diskutiere es mit meiner Cousine und sie ist genauso. Sie würde niemals eine Prüfung nicht bestehen wollen. Es ist ... Man hat es verinnerlicht. Das. Ehm. Das hat auch mit Verantwortungsbewusstsein und Selbstanforderung zu tun.“ (Sandra, 236–245) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

C: „Ich glaube, dass meine deutschen Anteile hier das ‚Sein und Machen müssen‘ sind. Ich gerate mit den Dingen sehr schnell unter Stress, obwohl ich versuche ... Daran liegt es ja auch schon. Ich mache Anstrengungen, um mich zu entspannen. Verstehst du? Es gelingt mir nicht auf natürlicher Art und Weise. Und obwohl ich mich anstrengte, mich zu entspannen, habe ich das Thema vom ‚Sein und Machen müssen‘ sehr stark verinnerlicht. Ich merke es. Das heißt, ich kann die Universität noch so entspannt angehen, ich werde nie, eh, aufgrund meiner inneren Struktur, ich werde nie dazu kommen, keine Hausarbeit abzugeben. Ich kann nicht. Und die Hausarbeit, die ich machen werde, die werde ich so gut wie ich kann machen.“ (Carola, 405–409) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

2 In Chile geht das Notensystem von 1,0 bis 7,0. Dabei ist 7,0 die beste Note. Normalerweise braucht man eine 4,0, um eine Prüfung zu bestehen.

Ordnung bedeutet für einige meiner Interviewpartner weiterhin auch Restriktion. So gibt es in Deutschland verschiedene Verhaltensvorgaben, welche die Freiheit der Individuen einschränken. In Chile findet man dagegen weniger Regelungen. Andererseits werden bestehende Normen nicht so streng wie in Deutschland beachtet.

A: „Hier zum Beispiel, habe ich keine Zulassung für Gleitschirmspringen. Seit kurzer Zeit verlangt man von mir eine Zulassung, aber ich habe keine. Ich nehme also meinen Gleitschirm mit und wir gehen auf einen Berg. Das kann ein Privatgrundstück sein. Wir stellen die Schirme auf. Wir fliegen eine Weile. Wir landen an einem anderen Ort, der auch ein Privatgrundstück ist. Doch niemand achtet darauf, wir werden nicht verwarnt, gar nichts (3 Sek. Pause) Das ist angenehm [...] Dort bräuchtest du den A-Schein, den B-Schein [...], den C-Schein. Denn wenn du nicht den C-Schein hast, dann kannst du nicht von dort aus fliegen. Eh. Du darfst nur an genehmigten Orten abspringen, an genehmigten Orten ankommen und zwar in einer bestimmten Zeit. Du kannst nicht fliegen, wann du willst.“ (Alejandra, 343–352) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Eine exzessive Akzentuierung von Regeln und Ordnung führt manchmal auch dazu, dass Menschen sich in Deutschland unflexibel zeigen.

C: „Manchmal sind sie nicht so flexibel [...] Mir ist aufgefallen, dass sie nicht aus ihrem Schema heraustreten konnten. D.h. wenn du von hier aus zu einer Stadt fährst, so konntest du nicht ... Wenn du auf dem Weg plötzlich, woanders hingehen wolltest, ging es nicht.

I: hm hm

C: Es ging eben nicht. Es war irgendwie von hier nach dort alles organisiert. Das ist mir aufgefallen (beide lachen).“ (Camila, 74–81) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Würfel versus Flubber

Simon benutzt eine Metapher, um den chilenischen und deutschen Typus darzustellen. Demnach gleichen Deutsche einem Würfel oder Quadrat. Dieser Begriff wird in Chile in der Umgangssprache als eine Bezeichnung für Ordnung und Struktur verwendet. D.h. es betrifft Personen, die sich streng an die vorgegebenen Regeln halten. Chilenen werden erwartungsgemäß als Gegenteil dargestellt und zwar als eine Art Gelatine³, die verschiedene Formen je nach Situation annehmen kann. Diese Gegenüberstellung zeigt sehr deutlich das Spannungsverhältnis zwischen einerseits Form und Struktur und andererseits Formlosigkeit und extreme Flexibilität, was eine klare Analogie zur Gegenüberstellung von Ordnung und Chaos darstellt.

S: „Die deutschen sind irgendwie quadratischer. So kommt es, dass sie, lass mal sehen, es ist so, als würden sie anstoßen und dabei nicht, nicht durchkommen, weil sie nicht, sie können irgendwie nicht (zeigt mit der Hand und lacht dabei). Weil sie so sind und die Dinge so lernen, dass sie vermeintlich so sind und so sind sie eben. Ich dagegen, bin eher, ich weiß nicht ... Die Chile-... Lass mal sehen, die Deutschen

3 Simon verwendet den Begriff „Flubber“ in Anlehnung an einen Film

sind wie ... Ich sehe sie als Würfel (zeigt) (Interviewerin lacht). Sie haben vier Seiten und diese Seiten sind hart oder wenig flexibel.

I: hm hm

S: Die Chilenen sehe ich oft als sehr, sehr, wie ... Hast du den Film ‚Flubber‘ gesehen?

I: Ja, doch, ich habe ihn gesehen

S: Sie sind, klar, wie ein ‚Flubber‘, wie eine Gelatine so, die macht wuuup! Sie rutscht hier durch und dort durch. D.h. sie hat auch irgendwie eine Form, aber es ist eher [...] Ich selbst sehe mich wie eine Mischung, das ist, ich bin etwas viereckig, aber, wenn man drückt, so drückt (zeigt), dann passt sich der Würfel an. Nicht an allen Stellen, aber er passt sich besser an.“ (Simon, 626–638) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Die Beziehungsebene

Eine weitere wichtige Gegenüberstellung entspricht der Konfrontation zwischen Verstand und Gefühl. Verstand und Rationalität stehen in Zusammenhang mit Ordnung und Zivilisation und entsprechen daher einer deutschen Eigenschaft. Dieser Diskurs besagt, dass Gefühle und Beziehungen im deutschen Kontext aufgrund der Betonung von rationalen Elementen vernachlässigt werden. Man wirft den Deutschen daher Beziehungskälte vor, während Chilenen als freundlich und beziehungsorientiert dargestellt werden.

Verstand und Gefühl

Während in Deutschland der Verstand herrscht, nehmen die Gefühle in Lateinamerika einen vorrangigen Platz ein. Menschen in Chile sind einfühlsamer und warmherziger. Das Licht ist heller. Man fühlt sich in Chile einfach wohler. Das Wohlbefinden und das Gefühl von Wärme in Chile können aus einer Aussage von Simon herausgelesen werden. Indem er die Lichtverhältnisse in Chile und Deutschland vergleicht, erlaubt er einen Einblick in seine Gefühlslage mit Hinblick auf seine Entscheidung, ob er nach Deutschland zurückkehren oder lieber in Chile bleiben soll.

S: „Es ist so, es macht mir keinen Spaß, an eine Rückkehr nach Deutschland zu denken und dort den Winter erleben zu müssen, wo es früh dunkel wird und es so kalt ist. Es ist, der deutsche Winter ist einfach viel zu schwer. Es wird immer dunkler und dunkler, bis pjuj! (macht Geräusch als würde etwas Schweres auf einen hinunterfallen) und dann fällt der Winter wie ein schweres Gewicht auf einen drauf.

I: hm

S: Dann ist es irgendwie schön hier zu sein, wo die Menschen sind und der Sommer bald kommt. Ich weiß nicht. Ich finde das Licht ...

I: hm hm

S: ... das Licht ist in Chile irgendwie angenehmer als das Licht in Deutschland.

I: hm

S: Damit meine ich, dass das Sommerlicht so wie heute, das Sonnenlicht kommt an. Ich weiß nicht. Das Sonnenlicht ist hier viel, viel angenehmer als das Licht in Deutschland. Das Licht in Deutschland ist immer irgendwie gedämpfter. Sogar an den Tagen, wo es viel Sonne gibt, sogar dann ist es gedämpfter. Ich habe den Eindruck, dass es weiter weg ist als in Chile. In Chile kannst du in der Sonne sitzen und es ist angenehm. Im Winter mag es kalt sein, aber wenn die Sonne hervorkommt,

dann setzt man sich in die Sonne und es wird gleich wieder warm. In Deutschland dagegen kann die Sonne scheinen, aber es wird nicht warm. Und das sogar im Sommer. Die Sonne ist irgendwie da und doch nicht da.“ (Simon, 932–947) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Chilenen werden als freundliche und hilfsbereite Menschen beschrieben, während Menschen in Deutschland als distanziert und kalt und manchmal sogar als taktlos empfunden werden.

C: „Ich glaube, dass wir in dieser Hinsicht sehr offen sind. Sehr warmherzig. Wir sind gastfreundschaftlicher. Wir versuchen immer den anderen aufzunehmen, ihm zu helfen. Und das, glaube ich, kann man besonders deutlich bei den Chilenen erkennen. Eh (3 Sek. Pause) Vielleicht, na ja [...] Wir sind sehr solidarisch. Eh. Ich sehe das sehr deutlich bei meiner Mutter. Man versucht immer zu geben, ohne große Gegenleistungen zu erwarten. Man ist immer, man versucht immer fröhlich und locker zu sein. Die Menschen willkommen zu heißen. Das ist sehr chilenisch, würde ich sagen.“ (Camila, 635–640) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

S: „Zumindest, dann gibt es auch eine weitere Differenz zwischen Deutschland und Chile und das ist die Beziehung zwischen den Menschen.

I: Hm

S: Das ist auch sehr deutlich. Dass in Deutschland alles, alle Personen geben sich distanziert. So ungefähr, Sie dort und ich hier.

I: Hm

S: Und wir begegnen uns, aber so, Sie sind immer noch dort und ich hier. In Chile dagegen sind die Menschen viel freundschaftlicher, oder besser gesagt, sie sind schneller freundschaftlich.

I: Hm hm

S: Dass ja, hallo, Freund, und so fängt man an, sich zu unterhalten und es ist die Beziehung, die Beziehung zwischen den Personen ist offener.“ (Simon, 187–197) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

C: „Eh. Ja, ich habe empfunden, dass sie kalt waren [die Deutschen, Anm. des Verf.]. Was mir gar nicht gefallen hat, war die kalte Beziehung, die es gab. [...] Das waren die Dinge, die mich beeindruckt haben. Dass ich sie ziemlich kalt gefunden habe. Im Sinne, dass sie dich nicht grüßen oder ich weiß nicht.“ (Camila, 64–74) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

C: „Klar. Klar. Und dann gab es viele Dinge, die sehr *selbstverständlich* [Deutsch i. Orig.] waren.

I: Hm

C: In dieser Hinsicht habe ich das Gefühl, dass sie [die Deutschen, Anm. des Verf.] wie ein Traktor über dich hinwegrollen und es nicht einmal bemerken. In dieser Hinsicht sind die Deutschen irgendwie taktlos.“ (Carola, 241–244) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Die Akzentuierung von Gefühlen trägt zum Wohlbefinden in Chile bei. Dennoch werden Gefühle nicht als gute Ratgeber angesehen. Sich von Gefühlen leiten zu lassen, kann zu Täuschungen und falschen Entscheidungen führen. Vernünftiges Handeln ist in dieser Hinsicht gezielter und effizienter.

C: „Weil ich glaube, dass der Chilene wie ein emotionales Kind ist. D.h. du kannst ihm irgendetwas ... Na ja, eigentlich gilt das für jede Person auf der Welt. Aber er ist weniger rational als der Deutsche. Du kannst dem Chilenen fast irgendetwas sa-

gen. Solange du es mit guten und freundlichen Worten tust, nimmt er es dir gut ab. Ich glaube, dass das bei Deutschen nicht so sehr der Fall ist, weil der Deutsche eben rationaler ist. Er bezieht sich eher auf Argumente. D.h. du kannst nicht ... Dem Chilenen kannst du etwas Geschmücktes anbieten – ich will den Chilenen jetzt nicht lächerlich machen – aber, um es so grob zu sagen, man kann dem Chilenen *Scheiße* [Deutsch i. Orig.] mit Seidenspitzen und Blumen anbieten und er kann es dir annehmen. Verstehst du? Er kann es dir abkaufen. So etwas ist, im Gegensatz dazu, in Deutschland nicht möglich. Nein, ich glaube nicht, dass sie dir so etwas abkaufen würden.“ (Carola, 468–475) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

S: „Weil es auch eine andere [deutsche] Sichtweise ist. [...] Vielleicht analytischer. Rationaler. Hm. Spezifischer. Effizienter.“ (Sandra, 320–325) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Die Bedeutung der Familie

Familie und Familienbeziehungen werden in Chile und Deutschland anders bewertet. In Chile nimmt die Familie viel Raum ein, während sie in Deutschland, zumindest aus der Sicht der Befragten, im Leben der einzelnen Individuen nicht so wichtig ist.

Chilenische Familienbeziehungen werden von meinen Interviewpartnern allgemein als sehr eng wahrgenommen. Viele benutzen für eine Beschreibung der chilenischen Familie das Wort *achoclonado*, was auf viele Menschen in einem engen Raum hinweist oder *apatotado*, d.h. Personen, die sich gerne in Gruppen aufhalten. Während einige der Betroffenen das als sehr erfreulich und befriedigend erleben, gibt es wiederum andere, die solche Familienbeziehungen eher als Last empfinden.

M: „Und allgemein, die Familie kennen lernen, die ich nicht ... In einer Familie leben zu wissen ... Wie eine ... Obwohl ich Familientreffen nicht so gerne habe. Doch es gefällt mir, die Familie kennen gelernt zu haben.

I: hm hm

M: Ich glaube, es gefällt mir nicht so sehr, weil ich es lange Zeit nicht hatte ... Ich weiß nicht. Es ist wie [...] Es sättigt. Das gefällt mir ganz und gar nicht. Das heißt, letztes Wochenende hatte ich ein Familientreffen zum 85. Geburtstag meiner Großmutter. (Interviewerin lacht) Alle Enkelkinder und alle mussten dabei sein. Etwas anderes war nicht möglich. Also schon.

I: Ja. Also hier ist die Familie schon ...

M: Sehr wichtig [...] In Deutschland ist es eher ...

I: Mehr light. Ja

M: Jeder lebt in seiner eigenen Welt. Und wenn ... Und niemand wird dir etwas sagen, wenn du nicht gehst, wenn du nicht zum Geburtstag deiner Großmutter gehst. Ich weiß nicht. Im schlimmsten Fall entschuldigt man sich: „Nein, weißt du, ich konnte nicht kommen, weil ...“ Und hier: „Das ist ja schrecklich, dass du nicht gegangen bist. Wie konnte es nur dazu kommen, dass du nicht gegangen bist. Es ist doch deine Großmutter.“ (Manuela, 1020–1038) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Die Mitglieder einer Familie in Deutschland zeigen eine individualisiertere Lebensweise. Die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sind weniger eng. Manche Interviewpartner fühlen sich von diesem Beziehungsstil inner-

halb der Familie befremdet: Er kommt ihnen viel zu distant und gleichgültig vor.

S: „Was mir dort nicht gefallen hat, ist die Beziehung zwischen Eltern und Kindern

I: hm. Und warum?

S: Eh, weil, na ja – vielleicht ist es normal für dich – aber das, was man so sieht, dass die Kinder so bald aus dem Elternhaus ausziehen. Sie fühlen sich weniger an die Eltern, an ihre Familie gebunden. Sie streiten oft. Zumindest in dem Haus, wo ich war. Eh, sie haben ziemlich oft gestritten oder ich weiß nicht. Sie waren sich gegenseitig gleichgültig, würde ich sagen.

I: hm hm

S: Sie zeigten kein gegenseitiges Interesse. Die Tatsache, dass sie 18 Jahre alt sind und aus dem Haus ziehen. Das gefällt mir nicht. Mir gefällt es, zuhause zu sein. Meine Familie ist für mich sehr wichtig. Und ich glaube, dass sie die Familie dort viel weniger schätzen. Das heißt, ich weiß nicht. Ich ... Das beste Beispiel, das ich hatte, war die Familie, bei der ich in Deutschland gewohnt habe. Ein Bruder war nach M. gegangen und das Einzige, was sie [die Schwester, Anm. des Verf.] wollte, war, 18 Jahre alt zu werden, um von zuhause weggehen zu können. Das bedeutete für die Mutter, in Zukunft alleine weiterleben zu müssen. Ich weiß nicht, sie leben irgendwie sehr einsam.

I: hm

S: Vielleicht bin ich nicht so (?) Vielleicht habe ich es nicht richtig wahrgenommen. Das fand ich ... Das war sehr merkwürdig.

I: hm hm

S: Außerdem fehlte die Gewohnheit, Onkel, Tanten und Cousins zu besuchen. Das hat mir gefehlt.“ (Sandra, 124–138) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Unterschiedliche Beziehungsstile

Ein weiterer wichtiger Aspekt der Beziehungsebene sind die unterschiedlichen Beziehungsstile in Deutschland und Chile. Damit meinten die befragten jungen Erwachsenen in erster Linie, wie man sich Menschen nähert, wie Freundschaften geschlossen und gepflegt werden. In dieser Hinsicht kann man beobachten, dass meine Interviewpartner in Chile viel schneller mit anderen Personen ins Gespräch kommen. In Deutschland macht man sich erst langsam bekannt. Gegenseitiges Vertrauen muss erst aufgebaut werden. Das führt dazu, dass es besonders am Anfang schwierig ist, Freundschaften zu schließen. In Chile zeigen sich die Menschen dagegen allgemein offener und zugänglicher. Dadurch beschleunigt sich der Prozess der Kontaktaufnahme und Aufbau von Beziehungen.

S: „Das heißt, es war schon angenehm [nach Deutschland, Anm. des Verf.] zurückzukehren, weil die Sachen dort funktionierten. Aber was sehr, sehr schwer war, war wiederum diese Sache mit den Beziehungen zwischen den Personen. Man war vielleicht schon daran gewöhnt, wie die Menschen hier sind. Hier in Chile sind sie sehr offen, das heißt, nicht direkt offen. Aber sie sind, sie helfen mehr und sind offener in der Hinsicht, dass sie dich aufnehmen und ‚Hallo, wie geht es dir?‘ und man lernt sich sehr schnell kennen. Und in Deutschland war es so, dass man anfang, sich zu unterhalten und die Dinge waren viel mehr *cortadas* [stockend, nicht fließend, Dinge scharf voneinander trennen, Anm. des Verf.], so (macht dumpfes Geräusch). ‚Hallo, ja, weißt du, wo das bleibt und wie man das macht?‘ ‚Ja, das macht man so und so und so. Gut. Tschüß‘. Gespräche waren dort sehr, sehr explizit. Das war dann

irgendwie, irgendwie eigenartig so. Das heißt, zwischen eigenartig und schwierig. Weil es am Ende für einen viel schwieriger ist, das heißt, in Chile ist es irgendwie viel einfacher, Freundschaften zu schließen und Personen kennen zu lernen, weil man einfacher in Kontakt kommt. In Deutschland war es irgendwie sehr schwierig, weil die Gruppen sich außerdem schon aus der Schule her kannten und all das. In dieser Hinsicht waren sie verschlossener.“ (Simon, 454–464) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Doch eine Sache ist es, schneller in Kontakt zu treten. Etwas anderes ist es, die Freundschaften zu pflegen. In dieser Hinsicht sind sich die Befragten einig, dass die Beziehungen in Chile oberflächlicher sind, während sie in Deutschland als tief bezeichnet werden können. Mit anderen Worten, es ist einfacher, in Chile Freundschaften zu schließen, aber sie vergehen schnell. In Deutschland braucht man dagegen mehr Zeit, um mit anderen in Kontakt zu treten, doch sobald man das geschafft hat, kann man sich darauf verlassen, dass diese Freundschaften stabil und beständig sein werden.

S: „Das heißt, es ist so, dass der Chilene und der Deutsche genau das Gegenteil sind. Der Deutsche ist irgendwie, eh, generell verschlossener, doch innerhalb einer Freundschaft, wenn sie Freunde haben, sind sie sehr offen und sind sehr gute Freunde. Sie sind wirkliche Freunde. In Chile ist es wiederum umgekehrt. Sie sind nach außen hin sehr offen mit Menschen, eine offene Beziehungsweise, doch im Grunde sind sie sehr verschlossen. Es gibt Sachen, die sie nicht erzählen. Sie verschließen sich nach innen. Es ist auch schwer, gute Freunde zu finden, die in guten und in schlechten Zeiten zu dir halten. Das heißt, dass sie nicht nur zeitweise so sind, weil es gerade ein Semester ist. Ich meine Personen, mit denen man sich im Grunde trifft. In Deutschland dagegen sind die Freunde, die man hat, gute Freunde. Sie halten durch und wenn man sie während eines Semesters nicht sieht und so, so kann man sie trotzdem anrufen und 'ja, gut, treffen wir uns'. Sie bleiben weiterhin Freunde, weil Freundschaft ist dort etwas Standhaftes. Es ist etwas, ich würde fast sagen, es ist etwas mit Qualität (2 Sek. Pause). Und so.“ (Simon, 466–476) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Auf der anderen Seite werden Menschen in Deutschland als Individualisten bezeichnet, die sich nur um ihre eigenen Bedürfnisse kümmern. Deutscher bzw. europäischer Individualismus wird in Gegensatz zu lateinamerikanischer Solidarität gesetzt. So ist Alejandra zum Beispiel der Ansicht, dass Lateinamerikaner sich viel mehr um ihre Mitmenschen kümmern. Sie sind auch eher dazu bereit, ihre Sachen mit anderen zu teilen. Dieses Verhalten kann von deutschen Beteiligten nicht immer nachvollzogen werden.

A: „Mit Deutschen ist mir sehr schwer gefallen, ihren Individualismus zu akzeptieren. Sie sind sehr, sehr egoistisch. Eines Tages befand ich mich im *Wohnheim* [Deutsch i. Orig.] und da kam ein Mädchen und fragte mich, warum ich ein Stipendium hatte. Wie es dazu kam, dass ich die Steuern missbrauchte, die sie zahlten. Und das kam mir sehr, sehr egoistisch vor. Denn, was ist denn daran so schlimm, etwas zu teilen? Darüber hinaus hatte ich ein Stipendium, das nur für sehr kurze Zeit war. Sie selber missbrauchten Menschen auf andere Art und Weisen. Eh, als ich ... Die Küche war eine gemeinschaftliche Küche. Ansonsten hatte jeder sein eigenes Zimmer mit eigenem Waschbecken. Aber es gab eine Gemeinschaftsküche. Glücklicherweise wohnte im selben Haus ein Junge aus Costa Rica. Mit ihm konnte ich viel teilen. Dann ... Wir blieben beide über das Wochenende hinweg alleine im Wohn-

heim. Weil der Rest zu seinen Eltern fuhr. Sie kamen dann am Sonntagnachmittag zurück mit Kochtöpfen voller Essen und Kisten mit Kuchen. Und sie setzten sich vor deiner Nase hin und waren nicht fähig dir etwas davon anzubieten (2 Sek. Pause) Also, nein. Es ist nicht, dass ich etwas von ihnen haben wollte. Es war die Geste, dir etwas anzubieten. Da wir uns ja sowieso in einem Gemeinschaftsraum befanden. Und mit diesem *Costarricense* teilten wir immer Tee, Wein und solche Sachen. Oder wir kochten zusammen. Und das fanden sie irgendwie eigenartig.

I: Ein Schock

A: Genau. Und sie wussten nicht, ob sie akzeptieren sollten oder nicht. Später haben sie sich dann besser integriert. Aber es fiel ihnen immer schwer, zu teilen. Als würde man ihnen etwas sehr kostbares entwenden. Ich weiß nicht.“ (Alejandra, 134–148) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Direkt und unmittelbar versus indirekt und zwischen den Zeilen

Einige der Befragten beziehen sich in ihren Erzählungen über Deutsche und Chilenen auf deren unterschiedliche Art und Weise der Kommunikation. Demnach zeigen Menschen deutscher Herkunft einen direkten, unmittelbaren und unverblühten Kommunikationsstil, während das chilenische Kommunikationsverhalten als indirekt, vermittelt und zwischen den Zeilen bezeichnet werden kann. Damit meinen die Betroffenen, dass Chilenen um den Brei herumreden und Probleme nicht direkt angehen. Ein deutscher Kommunikationsstil zeichnet sich dagegen dadurch aus, dass man die Dinge so sagt, wie sie sind. Man schmückt die eigenen Aussagen nicht aus, sondern bringt den Inhalt so direkt wie möglich herüber. Für chilenische Verhältnisse ist eine solche Ausdrucksweise unsanft und hart.

S: „Mehr auf den Punkt kommen. Ich kann diese Versammlungen nicht ausstehen, wo man drei Stunden lang diskutiert. (Interviewerin lacht) *Pan pan, vino vino* [Brot Brot, Wein Wein: Bedeutet, dass jede Sache ihre Ordnung hat und dass jeder das seine macht, Anm. des Verf.], wie jemand sagen würde. D.h. auf den Punkt kommen und pa-pa-pa. Hier in Chile bleibt man im Gespräch verwickelt. Man redet und redet und redet und redet. Nein, ich sage ‚sieh mal, ich bin der Meinung, dass so-so-so und fangen wir morgen damit an. Und tun wir die Dinge morgen. Beginnen wir sofort. Und fragen wir die Leute jetzt. Gehen wir zur Klasse und fragen sie.‘ „Nein, lieber nicht, schicken wir doch morgen einen Brief, um diese Person zu fragen; es sollte jemand gehen ...“ Nein. Also das kann ich nicht ausstehen. Ich bin nämlich eher von denen, die auf den Punkt gehen. Von denen, die Probleme direkt ansprechen. So wie sie sind. *Sin pelos en la lengua* [Ohne Haare auf der Zunge: Ohne Ausschweifungen, direkt, keine Angst vor den Auswirkungen des Gesagten, Anm. des Verf.]. Die Dinge sofort erledigen. Das ist hier völlig anders. *Ellos se dan la vuelta* [einen Bogen machen, nicht direkt sein, nicht auf den Punkt kommen, Anm. des Verf.] und sie wollen etwas sagen, aber sie sagen es mit anderen Worten, um es schöner auszudrücken ... (2 Sek. Pause) Mal sehen, ich habe, ich habe mehrere Konflikte gehabt. Mit denselben [Personen, Anm. des Verf.], sagen wir, mit nahe stehenden [Personen, Anm. des Verf.] ...

I: hm hm

S: ... die sich jetzt in der Universität befinden. Weil ich die Dinge so sage wie ich sie denke. Das heißt, wenn sich jemand die Haare geschnitten hat und ich meine, dass der neue Schnitt der Person überhaupt gar nicht steht, dann sage ich es [...] Sagen wir, ich teile ihnen meine Meinung mit und wenn sie eine Klausur nicht bestanden haben: „Ach, ich habe die Klausur nicht bestanden. Ich weiß nicht warum. Trös-

te mich'. Dann sage ich: 'Sieh mal, bereite die Klausur vor. Dann wird es dir besser gehen' (lacht). Ich weiß nicht. Ein bisschen (2 Sek. Pause), die Dinge so zu sagen, wie sie sind ... Ein bisschen ehrlicher und hart, aber ...

I: hm hm

S: ... die Dinge sagen. 'Wenn du möchtest, dann können wir uns morgen zum Lernen treffen.' Das heißt 'ich helfe dir, ich gebe dir eine Alternative', aber keine Ausreden.' (Sandra, 327–348) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Im Gegensatz zur deutschen ist die chilenische Ausdrucksweise verwickelt und verschlungen. Es erfordert von den Gesprächspartnern viel Energie und kommunikative Fähigkeiten. Der Sprecher muss nämlich seine Aussagen ausreichend ausschmücken und sich elegant ausdrücken können. Sein Gesprächspartner muss wissen, dass er das Gesagte nicht wörtlich verstehen darf, sondern die Bedeutung zwischen den Zeilen herauslesen muss.

C: 'Ich habe mich einmal mit einer deutschen Nonne in Chile unterhalten, die in Beziehung zu Menschen aus armen sozialen Verhältnissen steht. Sie hat, sie hat mir auch über die Entwicklung dieser Sache erzählt, dass der Chilene eine unwahrscheinlich große Menge an Energie verbraucht, um die Dinge nicht direkt zu sagen. Um die Dinge nicht direkt zu sagen und sie einzuwickeln und einzuwickeln und einzuwickeln und einzuwickeln, um zum Schluss nur das zu sagen, was sich im Inneren befindet.

I: hm

C: Und das ist erschöpfend. Sogar für den Chilenen selbst ist das erschöpfend. Das heißt, ich meine diese Sache, die ich als *culebrera* [verschlungen, sich wie eine Schlange verhalten, Anm. des Verf.] nenne, also so, so. Doch, was du im Grunde sagst, was du im Grunde sagen möchtest, ist etwas völlig anderes im Vergleich zu all den Worten, die du dazu verwendest hast.' (Carola, 306–314) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

C: 'Nein, im Grunde (6 Sek. Pause) als ich, mit den Chilenen glaube ich, dass ungefähr 50% von dem, was er sagt, wirklich so ist ...

I: hm

C: ... und der Rest verwischt sich irgendwie an den Rändern. Es ist ungefähr. Du kannst es dir ungefähr vorstellen oder du kannst dich anstrengen und vorhersagen, was passieren könnte, doch es ist nicht ganz so. Mit dem Deutschen glaube ich, dass es 90% Sicherheit gibt, dass das, was er sagt, auch so ist.' (Carola, 343–348) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Außenstehende – in diesem Fall Personen deutscher Herkunft – können diesen Kommunikationsstil schwer nachvollziehen und empfinden ihn als übertrieben.

C: 'Also dann, obwohl ich nicht so präzise bin und trotzdem meinten meine Verwandten in Deutschland, dass ich eine sehr übertriebene Ausdrucksweise hatte. Weil auch ich, ich spreche, ehm. Wenn ich in Deutschland bin, denke ich auf chilenisch und spreche auf Deutsch. Und der chilenische Sprachstil ist tatsächlich sehr übertrieben. Weil die Wörter nicht ihren wörtlichen Sinn haben. Um den anderen erreichen und beeindrucken zu können, oder damit er wirklich begreifen oder meine Gefühle nachempfinden kann, muss ich die Geschichte verdreifachen damit die andere Person ein Drittel von dem wahrnimmt, was ich empfunden haben.

I: hm

C: Dann also, klar, in Deutschland sagten meine Verwandten zu mir, dass ich mich übertrieben ausdrückte.“ (Carola, 667–674) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Indirekte Kommunikation scheint in Chile weiterhin in Zusammenhang mit dem so genannten doppelten Standard zu stehen. Der doppelte Standard weist darauf hin, dass Schein und Sein auseinander klaffen. D.h. Aussagen sind oftmals zweideutig und der vermittelte Eindruck stimmt nicht unbedingt mit der Realität überein. Das steht in Zusammenhang mit der Erkenntnis, dass Menschen in Chile viel Wert darauf legen, ihr Gesicht zu bewahren. Sie versuchen einen positiven und erfolgreichen Eindruck zu vermitteln und sind sehr um die Meinung der anderen besorgt (vgl. auch PNUD 2002). Es entsteht ein Druck, sich als erfolgreich darzustellen, auch wenn das nicht ganz genau der Wahrheit entspricht. Diese Art der Verständigung verlangt von den Beteiligten durchaus viel Feingefühl und die Fähigkeit, zwischen den Zeilen zu lesen, um kommunikative Situationen treffend interpretieren zu können.

C: „Eh, gut. Das, was ich dir sagte, das mit den Grenzen gegenüber anderen Familien. Man findet es auch im Schein wieder, im Lächeln ‚Bei uns läuft alles prima‘. Vor allem in höheren sozialen Schichten. Ich weiß nicht, wie es in den unteren sozialen Schichten erfolgt. Die Sache, dass alles prima läuft, richtig unglaublich gut. Meine Mutter hat sich dabei immer voller Komplexe gefühlt, weil sie bemerkte, dass in ihrer eigenen Familie die Dinge nicht so prima waren. Sie nahm das, was sie sagten, wörtlich. Doch dann hat sie angefangen zu merken, dass es in den anderen Familien auch *Scheiße* [Deutsch i. Orig.] gab. Um es irgendwie auszudrücken. Meine Mutter ist, eh, schon ziemlich witzig. Sie sagte dann: ‚*Da in den anderen Familien, da ist die Scheiße am dampfen, aber die lächeln und sagen alles ist phantastisch*‘ [Deutsch i. Orig.]. Dann hat meine Mutter angefangen, das gleiche zu machen. Sie sagt dann wiederum ‚Alles ist prima, alles ist phantastisch‘.“ (Carola, 295–302) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

C: „Mit viel Kritik an diesem Land und dieser Sache mit dem doppelten Standard, wo man eine Sache sagt, aber eine andere macht. Von den Freunden, zu sagen, dass du dich wie zuhause fühlen sollst, aber im Grunde bist du nicht zuhause. ‚Komm‘ wann du willst‘, aber im Grunde ‚Bitte komme nicht, ohne vorher Bescheid zu sagen‘.“ (Carola, 566–568) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Erwachsensein, Autonomie und Selbstsicherheit

Eine der auffälligsten Bemerkungen in den Erzählungen meiner Interviewpartner betrifft deren Eindruck, dass Personen deutscher Herkunft erwachsen sind, während Chilenen sich noch wie Kinder verhalten. Bemerkungen in dieser Hinsicht erscheinen meistens am Rande der Erzählungen: Sie werden nur beiläufig erwähnt. Und gerade aus diesem Grund gewinnt man den Eindruck, dass es sich um eine tief verwurzelte und dadurch selbstverständliche Ansicht handelt, die nicht wirklich erwähnenswert ist, weil sie doch jeder kennt. Sie steht in direkter Beziehung zu kolonialen Diskursen, in denen die Beziehung zwischen Kolonialherren und kolonisierten Indianern als Familie dargestellt wurde. Dabei nahmen die Indianer den Platz der unmündigen und abhängigen Kinder ein, während die Kolonialmächte die Rolle der Eltern übernahmen

(vgl. dazu Zantop 1999). Indem Indianer als Kinder betrachtet wurden, konnte man ihnen jede Vernunft und Autonomie absprechen. Sie galten als maßlos, wild und demnach als erziehungs- und zivilisierungsbedürftig. Die Opposition zwischen Erwachsenen und Kindern rechtfertigte im Grunde die ungleiche Beziehung zwischen Kolonialherren und kolonisierten Indianern (vgl. Todo-rov 1985; auch Zantop 1999).

Von Kindern und Erwachsenen

Meine Interviewpartner gehen allgemein davon aus, dass die Mentalität in Deutschland erwachsener bzw. reifer ist als die Denkweise in Chile. In Übereinstimmung mit ihren eigenen Erfahrungen beziehen sich die Befragten dabei meistens auf junge Menschen. Hierbei sind sie der Ansicht, dass Jugendliche deutscher Herkunft im Vergleich zu gleichaltrigen Chilenen vernünftiger handeln und mehr Verantwortung übernehmen. Sie sind auch weniger naiv als Chilenen.

C: „Was ich wahrgenommen habe, ist, dass es sich um sehr, sehr menschliche Leute handelt und es fällt mir auf, na ja, ich habe es auch von anderen Seiten her gehört, dass es sich um ein reiferes Volk handelt. Man kann generell sagen, dass Europa eine reifere Mentalität hat als Südamerika.“ (Carola, 130–132) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

S: „Man könnte sagen, dass man auf einmal sehr viel reifer [crecer: wachsen, reifer werden, Anm. des Verf.] werden muss. Man muss Verantwortungen übernehmen. Man muss lernen, lernen, lernen. Man muss sich um die Sachen kümmern und all das. Ich finde, das hinterlässt schon ziemlich heftige Spuren in der Persönlichkeit der Personen dort.

I: hm hm

S: Dass, ich glaube, dass das auch einer der Gründe ist, weshalb die Menschen dort, die Sachen viel ... Sie sind irgendwie viel erwachsener ...

I: hm hm

S: ... oder geben den Eindruck, dass sie viel erwachsener sind als eine Person des gleichen Alters hier in Chile.“ (Simon, 223–230) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Die Ansicht, dass in Europa junge Menschen reifer und erwachsener sind als in Chile, steht u.a. in Zusammenhang mit unterschiedlichen Übergangsformen in das Erwachsenenleben. So sind einige Interviewpartner der Auffassung, dass man in Deutschland mit jungen Menschen wie Erwachsene umgeht, während Jugendliche in Chile bis zu einem relativ späten Alter noch wie Kinder behandelt werden. Dieser Eindruck beruht auf unterschiedlichen kontextbezogenen Erwartungen und Verhaltensweisen hinsichtlich dem Auszug aus dem Elternhaus. In dieser Hinsicht kann der Übergang in das selbständige Wohnen in Chile mit dem Auszugsverhalten in Spanien oder Italien verglichen werden, wo junge Erwachsene bis relativ spät bei ihren Eltern wohnen. Dagegen verlassen junge Menschen in Deutschland weit vorher das Elternhaus (vgl. dazu Biggart et al. 2002; Bendit/Hein 2003). Die Suche nach mehr Autonomie in Deutschland, die durch unterschiedliche Übergangsformen in das Erwachse-

nenleben entsteht, stellt bei manchen Betroffenen die Grundlage ihrer Überlegungen bezüglich ihres zukünftigen Lebensortes dar.

S: „Hier in Chile ist es, ich weiß nicht, man ist irgendwie ein Kind, bis man die Universität beendet hat und aus dem Elternhaus auszieht und selbst für seinen Unterhalt sorgen kann. Bis dahin befindet man sich noch ein wenig unter dem Befehl der Eltern. In Deutschland dagegen, wenn man 18 Jahre alt wird, ist man erwachsen und die Eltern respektieren das und die Gesellschaft auch. Das heißt ...

I: hm hm

S: ... man wird 18 und man ist erwachsen und man kann Entscheidungen treffen, wie man will. Natürlich diskutiert man mit den Eltern und all das, aber generell kann man sagen, dass sie es respektieren, sie respektieren die Entscheidungen. In Chile dagegen ist es mehr ‚Nein, du, eh, du steckst dein Leben unter ...‘ diese Einstellung ist typisch, ‚solange du unter unserem Dach wohnst, wirst du das machen, was wir wollen‘. So kommt es, dass man 23 Jahre alt sein kann, zum Beispiel, aber man ist immer noch ein Kind. Und das finde ich, ich weiß nicht.“ (Simon, 416–425) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Selbstständigkeit und Aktivität versus Abhängigkeit und Passivität

Ein wichtiger Aspekt des Erwachsenseins sind weiterhin Autonomie und Selbstständigkeit. Die Betroffenen beziehen sich dabei auf ihre eigene Erfahrung an Bildungseinrichtungen und verknüpfen Selbstständigkeit mit Aktivität und Selbstinitiative. Diese werden als typische deutsche Merkmale betrachtet, während Chilenen als Gegenpol dargestellt werden. Mit anderen Worten schreibt man Menschen chilenischer Herkunft Abhängigkeit und vor allem Passivität bzw. das Fehlen von Eigeninitiative als kennzeichnende Eigenschaften zu.

S: „Das heißt, ich glaube, dass ein Studium [in Deutschland, Anm. des Verf.] bestimmte Vorteile bringt, da man während des Studiums mehr Verantwortung übernehmen muss. Gerade weil sie nicht ständig hinter dir her sind und dich nicht ständig mit der Benotung lästern. Man muss selbst reifer werden im Sinne, dass man selbst die Verantwortung für das eigene Leben übernehmen muss. Man muss die Dinge machen, die sonst niemand für dich machen wird. Und es ist so, dass jeder seine eigenen Dinge erledigt. Es gibt nicht diese Sache mit dem Kopieren und all das. Es kommt dort weit weniger oft vor, weil die Sachen, die Personen dort (räuspert) ‚ja, ich mache meine Dinge, weil ich später etwas im Leben erreichen möchte. Wenn ich sie von jemanden abschreibe, dann wird es mir wahrscheinlich nicht so gut gehen, weil ich die Dinge nicht weiß‘. In Chile dagegen, an der Universität, geht es viel öfter darum ‚nein, wir müssen das Seminar bestehen, egal wie, wir können abschreiben und all das und ...‘ Das gefällt mir irgendwie nicht. Dass die Formation manchmal, die Formation, zumindest in meinem *Umfeld* [Deutsch i. Orig.], die Formation in Deutschland gefällt mir besser als die Formation in Chile. Das heißt, na ja, andererseits ist die akademische Ausbildung auch sehr gut.“ (Simon, 481–492) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

S: „Dann beschwerten sie [chilenische Kommilitonen, Anm. des Verf.] sich, dass wir alle Prüfungen am selben Tag haben, aber sie gehen nicht hin, um es zu besprechen. Sie lösen ihre Probleme nicht. Sie beschwerten sich und beschwerten sich und beschwerten sich, aber sie sind nicht in der Lage, eine Lösung für ihre Probleme zu finden.“ (Sandra, 225–227) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Laut Rubens zeigen Chilenen ein passives Verhalten, weil sie daran gewöhnt sind, dass andere die Sachen für sie erledigen. Dabei muss man jedoch hinzufügen, dass seine Aussage eher das Verhalten der oberen mittleren bis hohen sozialen Schicht in Chile beschreibt und nicht verallgemeinert werden kann.

R: „Also, wenn man, wenn man in Deutschland wohnt und es mal erlebt hat, Dienstmädchen nie gehabt zu haben oder umgekehrt, irgendwie hilft und ... In Deutschland war, wo man selbst abwaschen musste und so. Also, ich würd' mich, wenn ich aufstehe, dann, dann nehme ich meine Teller alle in die Küche mit. Und meine Brüder stehen auch mit und gehen einfach.“ (Rubens, 330–333) [Deutsch i. Orig.]

Auch Francisco stellt fest, dass Chilenen weniger Initiative zeigen und abhängiger sind als Deutsche. Dabei stellt er eine Theorie auf, die dieses Verhalten erklären soll. Diese Theorie ist interessant, weil sie direkt am kolonialen Diskurs anschließt, ohne diesen als solchen zu identifizieren. Francisco bezeichnet seine Theorie als eine Theorie über Herren und Knechte:

F: „Ich glaube, dass meine eigene Theorie auf der Beobachtung gründet, dass die Gesellschaft auf einer kleinen Herren- und einer großen Knechtgruppe beruht. Die Knechte machten, was man ihnen befahl.

I: hm hm

F: Sie hatten, sie hatten keine Initiative und es hätte ihnen gar nichts genutzt sie zu haben, weil man es ihnen nicht erlaubt hätte.

I: hm

F: Man sagte ihnen, was sie tun sollten. Das konnte man vielleicht etwas erkennen.

I: hm hm

F: Das heißt, die Dinge zu tun. Sie selbst zu tun oder zu warten, dass andere sie für dich tun. Es ist nicht, dass sie fauler sind oder weniger arbeiten. Im Gegenteil. Ich glaube, dass ich fauler bin als die anderen Personen. (Interviewerin lacht) Eh, als die anderen. Aber ungefähr so, wenn du am Anfang eine schlechte Note hattest, so wurdest du wütend. Du wurdest nicht mit dir selber wütend.

I: hm

F: Vielleicht etwas weniger Selbstanforderung.“ (Francisco, 325–340) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Selbstsicherheit

Menschen chilenischer Herkunft werden von den Interviewpartnern als schüchterne und unsichere Individuen dargestellt. Das führt angeblich dazu, dass Chilenen sich im Bereich der Universität und im Rahmen von Einstellungsgesprächen nicht kompetent genug zeigen und aufgrund dessen benachteiligt werden. Individuen mit deutschen kulturellen Einfluss zeigen dagegen ein selbstsicheres Verhalten und etablieren ein gleichwertiges Verhältnis zu Lehrern und Arbeitgebern. Mittels dieser Ansicht erklären sich die Beteiligten ihre erfolgreichen Karrieren im Vergleich zu den weniger erfolgreichen beruflichen Biografien chilenischer Kommilitonen und Arbeitskollegen.

Diese Absprache von Fähigkeiten von Chilenen für das Studium oder für die Arbeitswelt muss durchaus in Frage gestellt werden. Die Interviewpartner

übersehen dabei nämlich ungleiche soziale Machtverhältnisse und reduzieren diese auf kulturell bedingte Persönlichkeitsmerkmale.

S: „Mit (2 Sek. Pause), mit den Professoren sprechen. Eh, die Chilenen sind viel mehr, sie schaffen mehr Distanz ... Hm. Oder sagen wir es anders: meine deutschen Mitschüler waren in Bezug zu den Lehrern einfach frech. Sie haben sie von Du zu Du angesprochen – es ist natürlich möglich, dass nur sie so waren, und dass nicht alle Deutschen so sind – und ich habe mich daran gewöhnt, einen guten Umgang mit Lehrern zu haben. Sehr, ein sehr nahes Verhältnis.“

I: hm hm

S: An der Universität dagegen, trauen sie sich im allgemeinen nicht, mit den Professoren zu sprechen. Sie haben Schwierigkeiten und sehen sie nicht ... Ich glaube auch, ich bin in mehreren Seminaren Klassensprecherin und spreche mit den Professoren, weil sie es von der Erziehung her nicht tun.“ (Sandra, 218–225) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

V: „Verstehst du? Im Gegensatz, viele Chilenen ... In der Tat, ich habe ehemalige Kommilitonen aus der Universität – dabei sind schon, was weiß ich, sechs Jahre vergangen seitdem wir die Universität abgeschlossen haben? –, die immer noch keine Arbeit finden [...] Oder sie haben, was weiß ich, nur einen kleinen Job im Bereich der Qualitätskontrolle gehabt, wo sie vielleicht 100.000 Pesos verdienten und nicht mehr und nicht weniger. Verstehst du? Dann, und es ist weil sie ... Sagen wir es mal so, sie lassen sich herunterkriegen, sie besitzen nicht die Selbstsicherheit, die du im Arbeitsleben brauchst. Und das, glaube ich, das ist etwas, was dir die Kultur gibt.“ (Vera, 389–395) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Liberal versus konservativ

Liberal wird hier als fortschrittlich und offen gedeutet. Der Gegensatz dazu ist eine konservative, altmodische und verschlossene Haltung. Deutschland, und insbesondere deutsche Jugendliche, werden als besonders liberal betrachtet. Die chilenische Gesellschaft wird dagegen als konservativ und altmodisch dargestellt.

C: „[Über die Chilenen, Anm. des Verf.] Es liegt auch an der Tatsache, dass wir in allen Sachen nicht so liberal sind. Wie ... In Deutschland doch (?) da macht es nichts aus. Eh. Wir sind ... Lass mal sehen, wie könnte ich es sagen. Wir haben etwas mehr, eh, so Vorurteile. Und wir, ehm, beschützen etwas mehr. Das heißt, es ist nicht normal oder ... Vielleicht nicht mehr so sehr, aber wenn du mit deinem Freund zusammen alleine in den Urlaub fährst, so wird es nicht so gut angesehen.“

I: Nein

C: In Deutschland nicht. Dort ist es normal. Es ist egal. Du kannst im selben Haus bleiben und es ist egal. Aber hier nicht. Hier neigen wir dazu, besonders die Mädchen mehr zu beschützen.“ (Camila, 646–653) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Zentrum und Peripherie

Die meisten Interviewpartner reflektieren im Laufe ihrer Erzählungen über die Position bzw. über die Bedeutung von Chile und Deutschland im Rahmen globaler Machtverhältnisse. Dabei sind sich die meisten darüber bewusst, dass Chile sich eher am Rande bzw. an der Peripherie des Weltsystems befindet. Der Ausdruck „Chile liegt am südlichen Ende der Welt“ (vgl. Larraín 2000; PNUD 2002) veranschaulicht in diesem Zusammenhang sehr deutlich das Gefühl einer marginalen Position.

Die Verortung in der Peripherie veranlasst bei den Befragten eine Infragestellung ihres gegenwärtigen Lebensortes. Hierin beurteilen die Betroffenen sowohl die Positionen der jeweiligen Länder im globalen Kontext als auch ihre eigene Stellung innerhalb beider Länder. Anschließend bewerten sie diese Situation mit Hinsicht auf ihre eigenen Handlungsmöglichkeiten. Diese Reflexion führt in manchen Fällen zu einem Unwohlsein und einer darauf folgenden Infragestellung des eigenen Habitats. Dabei lautet der Grundgedanke wie folgt: Wenn es dort besser ist und ich die Möglichkeit habe, dort zu sein, dann ist es ein Fehler hier zu bleiben. Die Frage nach dem Lebensort kann in dieser Hinsicht also als strategische Fragestellung verstanden werden.

Die Frage nach dem Lebensort führt zu einem intensiven Vergleich von Chile und Deutschland. Im Unterschied zur vorher dargestellten Konfrontation von Gesellschaftsbildern handelt es sich hier jedoch weniger um eine Gegenüberstellung von Charaktereigenschaften oder Ähnlichem, sondern um einen Vergleich von Alltag, Schulwesen, Universitäten, usw. Mit anderen Worten, die Gegenüberstellung erfolgt auf einer konkreten Ebene und versucht, Vorteile und Nachteile eines Lebens an verschiedenen Orten zu bewerten, um somit die Frage nach dem am besten geeigneten Lebensort zu beantworten.

Globale Verortung

Wie schon erwähnt, machen sich die Interviewpartner Gedanken über die Position von Deutschland und Chile im Rahmen einer globalisierten Welt. Das Ergebnis dieser Bewertung bestimmt weitgehend ihre Frage nach dem Lebensort. So entscheidet sich Simon für ein Studium in Deutschland, während Francisco zum entgegengesetzten Schluss kommt.

S: „Es ist doch anders, Wirtschaft zu studieren, das heißt, es ist anders in Chile Wirtschaft zu studieren, wo Chile doch so ein klitzekleines Land ist. Ein Land, das wirtschaftlich immer von anderen abhängig ist. Oder in Deutschland, Wirtschaft zu studieren, wo Deutschland in diesem Bereich doch ein freies Land ist. Deutschland gehört zu den Ländern, welche die Regeln des Spiels festlegen. Chile folgt dagegen nur den Regeln, die andere bestimmt haben.“ (Simon, 494–497) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

F: „Man hört nicht so viel von Deutschland im Bereich der Wirtschaft. Eigentlich hört man ziemlich wenig. Es ist nicht (2 Sek. Pause), es ist kein internationales Modell, das von anderen befolgt wird. Nein. Mehr wie England oder die Vereinigten Staaten. Frankreich, etwas. Japan. Und so ging ich nicht nach Deutschland.“ (Francisco, 114–116) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Entwicklung und Urbanisierung

Es besteht eine allgemeine Übereinstimmung, dass Deutschland ein entwickeltes Land ist, während Chile noch ein Schwellenland ist. Dementsprechend gibt es in Deutschland mehr Reichtum. Dieser wird besonders an der Infrastruktur beider Länder erkannt. So finden Besucher aus Chile in Deutschland alles irgendwie schöner und runder, während Besucher aus Deutschland in Chile eher enttäuscht wirken.

C: „Das heißt, das erste Mal haben mich der Schnee und meine Familie beeindruckt. Die Sprache, die Dinge, die dort moderner waren als hier, eh, solche Art von Dingen. Eh, der Status, eh, auch der sozioökonomische Status. Das heißt, wir haben immer in einem schönen Haus in V. gewohnt ...

I: hm

C: ... aber trotzdem waren die Sachen dort in Deutschland irgendwie noch schöner oder sie waren, ich weiß nicht. Oder die Kaufläden. Alles war irgendwie rundlicher.“ (Carola, 116–121) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

M: „Etwas, was mich sehr beeindruckt hat – im Jahre '88, als ich hierher kam –, war, dass der Flughafen in Chile so klein war.

I: (lacht) Ja

M: Ich erinnere mich daran, dass meine Mutter mir sagte: ‚Gut, wir sind in Chile angekommen.‘ Und ich las: ‚Santiago de Chile‘, eh, ‚Flughafen A. M.‘. Und ich: ‚Das ist Chile?‘ Und so. Denn du kommst von einem großen Flughafen wie ‚Frankfurt‘, wo sie dich mit Fluggastbrücken zum Flugzeug bringen. Und hier in Chile musstest du laufen, um deine Koffer zu holen.“ (Manuela, 891–897) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Deutschland besitzt nicht nur bessere Infrastruktur, sondern ist dichter bebaut als Chile. Die Distanz zwischen einem Dorf und dem anderen bzw. einer Stadt und der anderen ist vergleichsmäßig gering. Im deutschen Kontext hat die Natur weniger Spielraum. Es handelt sich nicht um eine wilde Natur, sondern um eine Natur, die urbar und fügsam gemacht wurde. Im Gegensatz dazu dominiert in Chile die wilde Natur. Chile ist weiterhin weit weniger urbanisiert als Europa. Zwischen einem Dorf und dem anderen oder zwischen einer Stadt und der anderen befinden sich manchmal endlose menschenleere Strecken absoluter Wildnis.

S: „Es ist also diese Freiheit, nicht ständig auf Personen zu stoßen.

I: hm hm

S: Weil in Europa ist es: ‚gehen wir nach Italien‘. Dort ist es voll mit Personen. ‚Gut, gehen wir nach Frankreich.‘ Dort ist es auch voller Menschen. Weitere 60 Millionen. (Interviewerin lacht). ‚Gehen wir nach Dänemark‘ und es ist eine weitere kleine Insel mit 15 Millionen Einwohnern. Das ist dann irgendwie ständig, überall, voller Menschen. Irgendwie kann man sich dort [Deutschland, Anm. des Verf.] nicht ver-

lieren. Wenn es dazu kommt, dass man sich in einem Wald befindet und sich verirrt, dann sagt man: ‚gut, ich laufe jetzt immer geradeaus, bis ich die nächste Straße finde‘, die sich vielleicht drei Kilometer entfernt befindet. (beide lachen) Hier dagegen, ist es, ich weiß nicht. Wenn man in den Süden fährt, ist es irgendwie, ist es irgendwie angenehm, wenn man an Stellen gelangt, wo vielleicht, wo vielleicht eine Person, zwei Personen sind. So. Da macht es nichts aus, dass es kein Trinkwasser gibt oder, dass es nicht ... Dass der nächste Laden sich erst, was weiß ich, sich erst zehn Kilometer entfernt befindet. Aber es ist auch angenehm. Es ist irgendwie, es gibt noch mehr Abenteuer. Es gibt noch mehr Abenteuer als in, als in Europa oder Nordamerika, finde ich.“ (Simon, 503–515) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

F: „Die Tatsache, dass es dort [Deutschland, Anm. des Verf.] so bevölkert ist, macht mich müde. Eigentlich kannst du hier, wenn du das Auto nimmst, kannst du eine Stunde fahren und du kommst an einen Ort, wo sich sonst niemand, niemand, niemand befindet. Du kannst einen Tag lang laufen und du wirst kein einziges Dorf finden.

I: hm

F: Und dort [Deutschland, Anm. des Verf.] kannst du so etwas nicht.

I: hm

F: Und das erschöpft mich irgendwie. Ja. Es macht mich müde, zum Beispiel, die Tatsache, dass du dort auf einen Berg steigst, oben ankommst und es gibt eine *Alm* [Deutsch i. Orig.], die *Buttermilch* [Deutsch i. Orig.] verkauft und ... (Interviewerin lacht) Und überall ist es so. Das ist eine schreckliche Sache, dass du überall, wo du hinkamst, ein Haus oder eine Hütte oder Menschen findest, die dort herumlaufen.“ (Francisco, 726–736) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Wie schon vorher angemerkt, steht die Gegenüberstellung von Zivilisation und Natur in Zusammenhang mit einem kolonialen Diskurs, in dem die süd-amerikanische Wildnis im Gegensatz zur europäischen Zivilisation und Ordnung gesetzt wird. In dieser Hinsicht bedienen sich die Befragten offensichtlich einer kolonial verankerten Logik, um ihrer Erfahrung Ausdruck zu verleihen. Es stimmt zwar, dass die Territorien, auf die sie sich beziehen, tatsächlich eine niedrige Wohndichte haben und dadurch die Natur im Vordergrund steht. Doch es geht hier weniger um die gewaltige Natur, sondern um deren Vertexung in Rahmen einer Opposition zwischen Wildnis und Zivilisation. In diesem Sinne kann man sehr wohl behaupten, dass die Betroffenen an dieser Stelle an einem kolonialen Diskurs anknüpfen.

Gegenüberstellung des Alltags in Chile und Deutschland

Wie schon vorher erwähnt, vergleichen viele der Befragten den Alltag in Deutschland und Chile, um damit eine Antwort auf ihre Frage nach dem Lebensort zu finden. Da es sich in diesem Fall um Jugendliche und junge Erwachsene handelt, beziehen sich ihre Reflexionen meistens auf den Bereich der Bildung und Ausbildung. Und da es sich weiterhin hauptsächlich um eine strategische Frage handelt, bezieht sie sich weniger auf langfristige und endgültige Entscheidungen in Bezug auf den Aufenthaltsort, sondern eher um die Frage, welche Ausbildung besser ist, oder wo es besser ist, einen Beruf zu erlernen. In dieser Hinsicht glaubt eine Mehrheit der Interviewpartner, dass Bildung und Ausbildung in Deutschland besser sind als in Chile:

M: „Und das Problem, na ja, es war wegen der deutschen Pädagogik, wegen der deutschen Pädagogik, die, ich glaube, viel besser ist als die chilenische. Zumindest, was die Pädagogik betrifft [...] Ich bin überzeugt, dass die Bildung dort besser ist.“ (Manuela, 354–379) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

R: „Ich glaub, ich kann mir schon vorstellen, dass, dass die Pädagogen, das Studium, das pädagogische Studium in-in Deutschland bisschen besser ist als hier. Sagen wir mal, moderner.“ (Rubens, 987–988) [Deutsch i. Orig.]

Bei der Entscheidung, wo man studieren möchte, spielt jedoch auch eine wichtige Rolle, was man studieren möchte:

I: „Hm hm (4 Sek Pause) Was mir nicht so ganz klar geblieben ist, ist weshalb du nach der Schule wieder zurückkehren wolltest, nach Deutschland.“

R: Hmm. Einerseits, weil das Studium für Musik auf jeden Fall besser in Deutschland ist. Vielleicht nicht das Studium an sich, aber der, das Umfeld. Dass man in jeder kleinen Stadt ein Opernhaus hat oder jede kleine Stadt hat zig Chöre und einfach mehr, mehr Musikleben. Also für, für einmal so genannte ernste Musik.

I: Hm hm

R: Wenn ich Folkloremusik spielen wollte, dann hätt' ich das hier auf jeden Fall besser machen können.“ (Rubens, 412–418) [Deutsch i. Orig.]

Ein detaillierter Vergleich des Schulsystems und der Universität in Chile und Deutschland, so wie es die Befragten dargestellt haben, sprengt den Rahmen dieser Arbeit. Man kann aber generell davon ausgehen, dass die Betroffenen in der bisher dargestellten Logik weiterargumentieren. Genauer gesagt, sie gehen davon aus, dass Lehrer und Professoren in Deutschland allgemein besser vorbereitet sind und der Unterricht besser gestaltet ist. Doch die Beziehung zwischen Schülern und Lehrern bzw. zwischen Studenten und Professoren ist freundschaftlicher und dadurch angenehmer in Chile. Schüler und Studenten in Chile halten auch eher zusammen und werden häufiger als Kollektiv angesprochen, während man von Studenten und Schülern in Deutschland mehr individuelles und selbstständiges Handeln erwartet.

Die Erfahrung von Ungleichheit

Die überwiegende Positionierung der Interviewpartner am Rande der Welthierarchie veranlasst nicht nur die Infragestellung ihres gegenwärtigen Lebensortes. Die ungleichen Machtverhältnisse zwischen Zentrum und Peripherie sind auch im alltäglichen Leben der Betroffenen bemerkbar.

Der Blick auf Südamerika

Eine Mehrheit der Beteiligten wurde schon einmal oder mehrmals mit einem abwertenden Bild von Südamerika konfrontiert. Dabei ist es interessant zu bemerken, dass diese Bilder fast ausschließlich einen kolonialen Hintergrund zeigen, was den Eindruck verstärkt, dass Diskurse über Südamerika eine starke koloniale Prägung haben.

M: „Und ich sage dir, als ich nach Deutschland kam und meinen Freunden erzählte, ich war in Chile gewesen, da sagten alle ‚was ist Chile, wo bleibt Chile‘.

I: hm hm

M: Sie glaubten mehr oder weniger, dass es hier noch Indianer und Spanier gab.“ (Manuela, 637–640) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

A: „Sie haben so das Bild eines kleinen Indianers, der noch in einer Strohütte lebt.“ (Alejandra, 429) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Die Reaktion der Interviewpartner auf diesen europäischen Blick auf Südamerika verläuft unterschiedlich und hängt maßgeblich davon ab, ob sich die Betroffenen zum entsprechenden Zeitpunkt in Chile oder in Deutschland befanden. Befragte, die sich in Chile oder nur kurzfristig in Deutschland befanden, schenken diesen Kommentaren meistens wenig Beachtung oder bezeichnen sie als Ignoranz der Gesprächspartner. Das abwertende Bild von Südamerika bedeutet jedoch für andere – besonders diejenigen, die einen längeren Aufenthalt in Deutschland erlebten – Ausschluss und Diskriminierung.

V: „Man fragte mich, ob wir noch auf den Bäumen lebten. So. Es ist also Ignoranz. Ich sage dir, die Kinder in Deutschland wissen sehr wenig über allgemeine Kultur. Für sie, ich sage dir, war Chile wie ein Land in Afrika oder ich weiß nicht. Eben so. Also ...

I: hm

V: ... und dann war auch noch das ganze Thema mit Pinochet. Also fragten sie mich, ob die Menschen mit Maschinengewehren auf der Straße liefen. Ich glaube, dass das alles, na ja, im Kopf der Kinder hat sich das alles zu einem Bild zusammengefügt und so hat man mich diskriminiert. Mich, die ich auf keinen Fall chilenische Gesichtszüge hatte. Nicht einmal im Traum. Daher sage ich dir, es war komisch.“ (Vera, 492–498) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Manche beschwerten sich über die arrogante Haltung in Deutschland, die behauptet, dass dort alles besser ist. Dadurch werden Errungenschaften von Menschen aus weniger entwickelten Ländern herunterspielt und ignoriert.

A: „Es ist das ganze Ambiente. Das macht mich müde. Die Tatsache, dass sie so ... Eh. Dass sie glauben, dass sie die einzigen sind, die die Dinge gut machen. Dass sie im Grunde davon ausgehen, dass ihre Denkweise die richtige ist und dass sie nicht die Denkweise der Menschen aus der Dritten Welt beachten. Das ist mir schwer gefallen. Und es ist genau deshalb, weil du weniger Ressourcen zu Verfügung hast, dass du dich anders ausdrückst. Und das Ergebnis ist gleich Null. Es ist so gut oder sogar besser als das, was sie tun (3 Sek. Pause). Aber nein. Es muss so sein, wie sie sagen.“ (Alejandra, 270–273) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Der missbilligende europäische Blick auf Südamerika irritiert und ruft Gefühle der Wut und Machtlosigkeit hervor.

C: „Und auch, ich habe mich auch dabei erwisch, eh, dass ich selber etwas, eh, ich weiß nicht, ob man es *arribismo* [ohne Skrupel aufsteigen wollen, Anm. des Verf.] nennen kann, aber auch mit dieser typischen Sache, die man von den Europäern

nicht leiden kann, nämlich, dass sie so gucken, sie *ningunean*⁴ so, wenn sie nach Südamerika kommen. Ich habe es auch erlebt. Zu sehen, dass die Argumente einer Person eigentlich Reis mit Kaugummi sind. Aber ich glaube, ich muss auch zugeben, dass, obwohl ich es nicht wollte, ich mich so fühle. Ich fühle mich irgendwie, eh, höhergestellt, besser als die chilenische Rasse. Es ist schrecklich, sich so zu fühlen. Aber ich habe es in mir drinnen. Ich fühle es (3 Sek. Pause) Besser, ehm, ich weiß nicht, warum das so ist. Ich kann es mir nur als Dummheit erklären. Dummheit. Aber es ist diese Sache, es ist dieser Blick von Europa auf die Völker, die weniger entwickelt sind. Auf irgendeiner Weise lebt das in mir weiter. Es ist völlig verrückt. Und ich hasse es. Das heißt, ich hasse es, selbstverständlich von außen her, weil ich es nicht in mir erkennen kann, aber wenn jemand von außerhalb kommt und anfängt zu *ningunean*, dann fühle ich mich völlig machtlos und sage: „Was fällt ihnen ein! Wo kommen die bloß her!“ [...] Ich kann also fühlen, ich kann mich in die chilenische Position versetzen und die Wut spüren, wenn jemand von außerhalb kommt.

I: hm

C: Das heißt, die Wut, der arrogante Blick der Person, die von außerhalb kommt.“ (Carola, 724–739) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Der letzte Textausschnitt führt uns auch vor Augen, dass die diskursive Positionierung meiner Interviewpartner aufgrund ihrer kulturellen Zwischenlage nicht immer ganz klar ist. So ist Carolas diskursive Verortung eine bewegliche Positionierung, die sich mal in die Lage der Europäer und mal in die Lage der Chilenen versetzt.

Mangelndes Selbstwertgefühl in der Peripherie

Der abwertende Blick auf die Peripherie erfolgt nicht nur aus der europäischen Ecke, sondern wird ebenfalls von Südamerikanern verinnerlicht und auf sich selbst gerichtet. Daher wird allem Ausländischen einen höheren Wert eingeräumt, während das Eigene unterbewertet und unterschätzt wird.

R: „Alles, was aus dem Ausland ist, kommt, ist gut. (3 Sek. Pause) Das Eigene nicht.“ (Rubens, 166) [Deutsch i. Orig.]

C: „Im Ausland sind sie ... Aber das kommt daher, weil sie nationalistischer sind [...] Wir sind weniger nationalistisch. Anstatt, dass wir sagen, na ja, dass das Chilenische, ich weiß nicht, das ist chilenisch, toll. Aber schon, wenn du einen Namen und ... Sieh mal, du hast einen anderen Namen und das gibt dir schon eine andere Konnotation.“ (Camila, 482–485) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Diese Haltung kann auch auf gesellschaftlicher und institutioneller Ebene beobachtet werden. Elisa, zum Beispiel, kritisiert die Unterbewertung der chilenischen Musik von Seiten der Gesellschaft und Regierung. Das führt dazu, dass talentierte chilenische Musiker das Land verlassen, um im Ausland ihr Glück zu versuchen.

4 Das Wort „ningunean“ wird von Carola anderswo wie folgt definiert: „Dass du nichts bist, du bist Niemand, eine Belanglosigkeit.“ (Carola, 961) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

E: „Es passiert öfters, im Ambiente der Musiker, dass viele Leute gehen [...] Die Situation der Musik ist hier sehr – damit meine ich die chilenische Musik, die Musik, die von Chilenen produziert wird – undankbar. Weil es keine Gesetzte gibt – und wenn es sie gibt, dann werden sie nicht beachtet – keine Gesetze für die Verbreitung von Musik. So kommt es, dass das Fernsehen und das Radio weniger als 30% der chilenischen Musik, die normalerweise hier produziert wird, aussenden. Und die Plattenfirmen, eh, sie finanzieren kaum etwas von ... Sie trauen sich nicht. Sie gehen kein Risiko ein und geben ihr Geld aus, um einen neuen chilenischen Künstler zu unterstützen. Ehm. Da ist die kommerzielle Maschine von, ich weiß nicht, von Enrique Iglesias, Shiquira, Dinge, die sich überall auf der Welt gut verkaufen lassen.“

I: hm

E: Aber es gibt nicht, es gibt keinen Weg für die wirkliche Musik. Die Musik, die ich glaube, wirkliche Musik ist. Das ist die Musik derjenigen, die komponieren, die etwas schaffen (2 Sek. Pause), weil sie ein Lied schreiben mussten und nicht, weil sie damit Geld verdienen wollten.

I: hm hm

E: Eh. Und das ist sehr traurig hier. Es gibt daher viele Leute, die gegangen sind oder, die gehen wollen, weil es in Wirklichkeit ...

I: hm hm

E: ... schrecklich ist. Und es gibt wirklich sehr gute Musiker, die man sich kaum vorstellen kann. Gitarristen. Ich habe mit P. de L. gespielt und er ist jetzt in Spanien und ... Er wusste gar nicht mehr, was er hier machen sollte. Hier hat ihn niemand beachtet.“ (Elisa, 340–359) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Beschränkte internationale Mobilität in der Peripherie

Ein letzter Punkt, der von verschiedenen Interviewpartnern angesprochen wurde, entspricht der beschränkten internationalen Mobilität, die Menschen in der Peripherie erfahren. Damit meinen die Befragten, dass Menschen ohne europäischen oder nordamerikanischen Pass eingeschränkte Reisemöglichkeiten haben. Sie werden an den Grenzen angehalten und stärker kontrolliert. Viele kommen nicht einmal dazu, ihr Land zu verlassen, weil sie die Bedingungen für das notwendige Visum nicht erfüllen können. Internationale Mobilität kann in dieser Hinsicht in bestimmten Kontexten als Privileg betrachtet werden.

Meine Interviewpartner nehmen diesbezüglich eine Zwischenstellung ein, da acht der 13 Interviewten außer dem chilenischen zusätzlich einen deutschen Pass besitzen. Der deutsche Pass erleichtert ihnen den Zugang zu anderen Ländern. Mit einem deutschen Pass geht man einfach weiter, während Nicht-Europäer an der Grenze von den Behörden angehalten und begutachtet werden.

F: „Und na ja, es ist immer praktisch, einen deutschen Pass zu haben. Es ist ... Wenn man in Europa reist, ist es viel einfacher, einen deutschen als einen chilenischen Pass zu haben. Der chilenische Pass wird gestempelt und eine halbe Stunde überprüft. Mit dem deutschen Pass gehst du einfach weiter. In dieser Hinsicht ist es einfacher. Weitere Vorteile? Ich weiß nicht. Hauptsächlich, dass es alles einfacher macht.“ (Francisco, 1122–1124) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Diejenigen, die nicht dieses Glück haben und nicht Inhaber eines deutschen Passes sind, können nicht so unbehindert in andere Länder reisen. Wenn sie einen längeren Aufenthalt in Europa planen, so müssen sie vorher jede Menge Papiere unterschreiben, um zu versichern, dass sie auf keinen Fall in Deutschland bleiben werden. Das war zum Beispiel der Fall von Alejandra:

A: „Als sie die Visen verlangten. Um in andere Länder zu reisen (lacht). Man hat mich aus dem griechischen Konsulat ausgewiesen.

I: Ausgewiesen?

A: Man hat mich hinausgeworfen. Sie haben mir kein Visum gegeben.

I: Weshalb?

A: Vielleicht, weil, vielleicht, weil der Beamte dort ... Vielleicht hatte er ein Problem mit einem Chilenen gehabt und gesagt ‚nein, ich kann die Chilenen nicht aussteihen.‘ (3 Sek. Pause) Und es war damals auch kompliziert, nach Frankreich zu gehen. Man verlangte von mir ein Visum. Auch für die Schweiz. Für überall brauchte ich ein Visum.“ (Alejandra, 412–418) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

I: „Und warum bist du nach dem Studium zurückgekehrt?

A: Weil ich eine Menge von Papieren unterschrieben hatte, in denen ich mich für bereit erklärte, dass ich nach dem Ende meines Studiums zurückkehren würde.“ (Alejandra, 209–210) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

